

Ein 'Museum' auf Wänden und Plätzen

Der Streetart-Wettbewerb des stadt.labor sties auf grosse Resonanz, die Arbeiten sind noch bis am 28. Juni in der Roten Fabrik zu sehen. Die Idee zum Wettbewerb stammt von Brigitte Oberholzer und Thomas Stahel; darüber, was sie sich vom Projekt erhofften und ob sich ihre Erwartungen erfüllten, geben die beiden im Gespräch mit Nicole Soland Auskunft.

P.S.: Den Streetart-Wettbewerb «Design Your City» haben das stadt.labor und die Rote Fabrik gemeinsam durchgeführt, die Idee stammt aber von Ihnen beiden: Bilden Sie innerhalb des stadt.labor so etwas wie die 'Abteilung Streetart'?

Thomas Stahel: Das stadt.labor ist eine öffentliche Plattform, die Fragen zur Stadtentwicklung kritisch analysiert und aus der Sicht der betroffenen Bevölkerungsgruppen debattiert. Dabei formiert sich für jedes Projekt ein eigenes Team. Brigitte und ich haben den Streetart-Wettbewerb angerissen. Entstanden ist die Idee für den Wettbewerb vor mehr als zwei

es waren über 50 – eingehen würden. Diesen Wettbewerb auszuschreiben war ja nicht ohne Risiko: Wir wussten nicht, wie unser Aufruf ankommen und ob sich überhaupt jemand für den Wettbewerb interessieren würde. Ich war deshalb positiv überrascht, als ich sah, wie schnell erste Beiträge eintrafen, wie qualitativ hochstehend diese waren und welche Bandbreite zusammenkam – das hat mich natürlich sehr gefreut.

Formal war die Ausschreibung weniger streng als inhaltlich?

Thomas Stahel: Ja, wir haben grosszügig definiert, was für diesen Wettbewerb alles als Streetart gelten durfte: Eine Performance beispielsweise war genauso möglich wie die traditionellen Formen – Kleistern, mit Farbe spielen, Schablonentechniken...

Brigitte Oberholzer: ... zugelassen war die ganze Bandbreite dessen, was man als 'beleben' oder 'bespielen' des öffentlichen Raums bezeichnen kann.

Reaktionen haben aber weitaus überwogen, es haben sich viele überrascht gezeigt über die grosse Bandbreite der Beiträge.

Brigitte Oberholzer: Es ist ja auch nicht so, dass wir im Wettbewerb dazu aufgerufen hätten, die Stadt zu versprayen. Streetart gehört zur Stadt, auch zur Stadt Zürich. Streetart ist ein Ausdruck des Stadtlebens und eine Ausdrucksform der StadtbewohnerInnen, die in Zürich schon seit Jahrzehnten genauso heimisch ist wie in anderen Städten. Die BewohnerInnen einer Stadt haben das Recht, ihre Stadt mitzugestalten – das haben wir nicht mit dem Wettbewerb neu eingeführt.

Dennoch: Wer an einem Haus in der Stadt etwas verändern will, muss einen Wust von Gesetzen einhalten, und es ist nach wie vor verboten, Graffiti oder ähnliches an fremdem Eigentum anzubringen.

Thomas Stahel: Streetart fand und findet statt, auch ohne Wettbewerb. In der Ausschreibung haben wir ausdrücklich auf die geltenden Strafbestimmungen hingewiesen. Uns geht es hauptsächlich darum, Streetart zum Thema zu machen, Zudem wollten wir auf den künstlerischen und kulturellen Anspruch aufmerksam machen, den viele dieser Werke haben.

Brigitte Oberholzer: Moment: Mir ist es wichtig, dass wir jetzt nicht eine Einteilung konstruieren in künstlerisch-kulturell 'wertvolle' und andere Werke. Auch Streetart ohne sogenannte künstlerischen Anspruch kann eine Aussage transportieren oder ein politisches Statement abgeben. Ein gutes Beispiel ist das Werk «Schattenwurf»: Der/die KünstlerIn hat helle Farbflecken, die auf den Wänden entstehen, wenn ein Graffiti oder Tag übermalt wird, mit einem Rand versehen. Dies lässt die übermalten Flächen dreidimensional wirken. Diese subtile Art hat eine politische Botschaft, die ich genauso wichtig finde wie den sogenannten künstlerischen Wert: Die Wände sollen nicht nur denen gehören, welche die Häuser besitzen, sondern auch denen, die diese Wände täglich anschauen. Und Streetart lässt sich nicht einfach spurlos von den Besitzern tilgen.

In der Internet-Galerie der Wettbewerbsbeiträge stösst man ab und zu auf den Eintrag «Nicht im Wettbewerb – freiwilliger Verzicht»: Die Vermu-

«Streetart fand und findet statt, auch ohne Wettbewerb. Uns geht es darum, Streetart zum Thema zu machen.» Thomas Stahel

Jahren, als das stadt.labor die von Esther Maurer zur Diskussion gebrachten Wegweisungen thematisierte, wie sie jetzt in «abgeschwächter» Form im Polizeigesetz verankert sind.

Brigitte Oberholzer: Wir wollten uns auf eine unkonventionelle Art mit dem Thema Wegweisung befassen und kamen schliesslich auf die Idee mit dem Streetart-Wettbewerb. In der Ausschreibung hielten wir fest, dass wir Werke suchten, welche die Ausgrenzung unliebsamer Personengruppen, das Standortmarketing der Global Cities oder die Kommerzialisierung des öffentlichen Raums kritisch hinterfragen und dem eine positive Botschaft entgegenzusetzen.

Offenbar trafen Sie damit einen Nerv...

Brigitte Oberholzer: Wir haben tatsächlich nicht damit gerechnet, dass so viele Arbeiten –

Nun haben die Stimmberechtigten am vergangenen 24. Februar das Polizeigesetz deutlich gutgeheissen: Gab es danach Reaktionen seitens der Stadt, etwa ein plötzlich viel grösseres Interesse am Inhalt der Ausschreibung?

Brigitte Oberholzer: Von offizieller Seite sind mir keine Reaktionen bekannt, wir bekamen auch keinen Besuch von der Stadtpolizei. Am Podiumsgespräch anlässlich der Preisverleihung nahm Priska Rast, die Graffitibeauftragte der Stadt teil. Doch sie war nicht gekommen, um uns auf die Finger zu klopfen, sondern um mitzudiskutieren.

Thomas Stahel: Die einzige negative Rückmeldung war ein Leserbrief auf ein Interview im Stadtbund des 'Tages-Anzeigers' anlässlich der Lancierung des Wettbewerbs. Ein Leser B.H. bezeichnete es als «umverschämt», dass man fremdes Eigentum verschmiert und dazu persönlich nicht gerade steht. Die positiven

tung, hier könnte 'Zensur' des stadt.labors dahinter stecken, das nur 'künstlerisch wertvolle' Werke wollte, ist also falsch?

Brigitte Oberholzer: Ja sicher, und nur schon die Zusammensetzung der Jury – Philipp Meier vom Cabaret Voltaire, Sönke Gau von der Shedhalle, Esther Epstein vom Message Salon und ein Streetart-Künstler vom Windowzoo Kollektiv – bürgt dafür, dass hier keine Ausgrenzungen stattfanden à la «zu wenig 'künstlerisch etabliert'». Die erwähnten Beiträge sind nicht im Wettbewerb, weil ihre MacherInnen sie ausdrücklich nicht als Wettbewerbs-, sondern als Diskussionsbeiträge eingereicht haben. Sie wollten ihre Werke nicht einem Konkurrenzdenken ausliefern à la «mein Beitrag ist besser als deiner!», sondern ihre Streetart einfach bloss zeigen.

Zurück zur inhaltlichen Vorgabe der Ausschreibung, dass die Arbeiten Ausgrenzung, aber auch die Kommerzialisierung des öffentlichen Raums thematisieren sollten: Konnten die eingereichten Arbeiten dies tatsächlich erfüllen?

Thomas Stahel: Wenn man sich alle Arbeiten anschaut, dann ist das Thema bei einem Teil ziemlich frei interpretiert. Aber es sind auch ein paar extrem kreative Arbeiten eingegangen, die auf unscheinbare Art den Nagel auf den Kopf treffen. Das beste Beispiel ist sicher das Siegerprojekt «R(anständig)» von Big Scary Monsters: Die Gruppe hat an verschiedenen Pfosten in der Stadt, an denen gelbe Wan-

van hatte es extra mit einer Parkbusse versehen. Oder als die Künstlergruppe «Die Messer» bei einem riesigen Plakat, das an einem eingerüsteten Haus am Bellevue hing – einer Autowerbung – das Auto ausschnitt, da mutmasste das Werbe- und Medien-Internetportal per-soenlich.com, da sei die fürs Plakat verantwortliche Werbeagentur selbst am Werk gewesen, was aber nicht der Fall ist.

Das heisst aber auch, dass Streetart unter Umständen gar nicht gesehen oder nicht als solche wahrgenommen wird?

Brigitte Oberholzer: Solche Reaktionen in den Medien zeigen die Dimension auf: Streetart ist nicht im Kunstmuseum zu Hause, wo man bewusst hingehet, wenn man Kunst konsumieren will, sondern ganz gewöhnliche PassantInnen nehmen Streetart wahr, werden unver-



Streetart im Kreis 5, März 2006: Das Schneeeauto des Künstlers Divan.

Thomas Stahel: Das ist natürlich eine Absurdität...

Brigitte Oberholzer: ... nein, das ist bloss eine oberflächliche Absurdität.

Wie meinen Sie das?

Brigitte Oberholzer: Ob die Sozialhilfebeziehenden nun Wände putzen müssen oder WCs, spielt in meinen Augen keine Rolle. Für mich ist es eher ein Thema, zu welchen Dumpinglöhnen sie das machen müssen – sie erhalten dafür einen Betrag, für den diejenigen, die sie zu dieser Arbeit verdonnern, nicht mal aus dem Bett steigen würden. Was ja auch wieder angefochten, dass eine saubere Stadt auch eine gute Stadt ist, egal, wer unter welchen Bedingungen für Sauberkeit sorgen muss. Mit dem Streetart-Wettbewerb konnten wir darauf hinweisen, dass eine 'geputzte' Stadt, die nach globalisierten Standortmarketingkriterien gestaltet ist, eine Stadt, die aussieht wie die Kulisse eines Werbefilms, nicht unbedingt eine Stadt ist, in der sich die BewohnerInnen wohl fühlen. Wenn Städte überall auf der Welt gleich aussehen und nur noch darauf getrimmt werden, den idealen Hintergrund für 24 Stunden Konsum zu bieten, dann stellt Streetart dem das Bild einer anderen, sichtbar belebten, beklebten, durch lokale Ereignisse geprägten Stadt gegenüber.

www.stadtlabor.ch

Die Ausstellung zum Streetart-Wettbewerb «Design your City» im Restaurant Ziegel oh Lac in der Roten Fabrik dauert noch bis am 28. Juni. Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag ab 11 Uhr bis 24 Uhr (Freitag/Samstag bis 02 Uhr).

«Eine 'geputzte' Stadt ist nicht unbedingt eine Stadt, in der sich die BewohnerInnen wohl fühlen.» Brigitte Oberholzer

derweg-Wegweiser befestigt sind, zusätzliche Wegweiser montiert; anstelle eines Ortsnamens tragen sie aber den Aufdruck «Wegweisung § 33». Diese Arbeit irritiert und regt zum Denken an. Ein weiteres Beispiel einer gelungenen Irritation finde ich «LANG stinke die STRASSE» von Bö und Sänf; sie haben an Ampeln, Plakaten, Hauseingängen entlang der Langstrasse Plastiksäckchen mit einem toten Fisch darin aufgehängt.

Brigitte Oberholzer: Die Fische finde ich auch total herzig. An solcher Streetart gefällt mir besonders, dass hier eine Emanzipation des sich Bewegens im öffentlichen Raum sichtbar wird: Es ist, als würde sich der Künstler sagen, «natürlich ist das eine absurde Intervention, die ich da mache, aber ich mach's trotzdem, ich nehme mir mein Recht am öffentlichen Raum».

Thomas Stahel: Es gibt auch ein paar Beiträge, die in den Medien viel Aufsehen erregten – zum Beispiel die Arbeit von Mommy Fortuna's Manticor, die Aufschriften wie «Nur Christen» oder «Keine Sozialfälle» auf Sitzbänke im öffentlichen Raum sprayten. Oder das Auto, das der Künstler Divan im März 2006 aus Schnee baute und fotografierte; es blockierte zehn Tage lang einen Parkplatz an der Heinrichstrasse und brachte die Polizei ins Sinnieren, denn Di-

mittelt damit konfrontiert, womit Reaktionen und Diskussionen vorprogrammiert sind. Es stimmt aber, dass nicht alle gleich aufmerksam durch die Stadt gehen; es braucht schon etwas Übung, um kleine, feine Details wahrzunehmen.

Oft ist Streetart ein Kommunikationsakt und als solcher auf EmpfängerInnen angewiesen; dass sich die KünstlerInnen in anarchistischer Manier eine Plattform nehmen, um ihre Werke zu präsentieren, ist Teil ihrer Kunst. Denn was nützt uns das abstrakte Recht auf Meinungsfreiheit, wenn alle Kanäle, die Meinungen veröffentlichen, nur über Geld funktionieren? Ausserdem grenzt Streetart niemanden aus: Jeder kann sie sehen, betrachten und sich eine Meinung dazu bilden, auch wenn er kein Geld oder keine Zeit hat, um sich einen Museumsbesuch zu gönnen.

Allerdings hat Streetart oft ein kurzes Leben: Im Sozialdepartement gibt es unter dem Namen «Schöns Züri» ein Teillohnprojekt, in dem Sozialhilfebeziehende Graffiti und Tags entfernen. Dass die einen Menschen, die nicht im Mainstream schwimmen wollen, Streetart produzieren, während andere aus dem 'normalen Raster' fallende Menschen diese entfernen müssen – ist das für Sie auch ein Thema?



Brigitte Oberholzer, Thomas Stahel